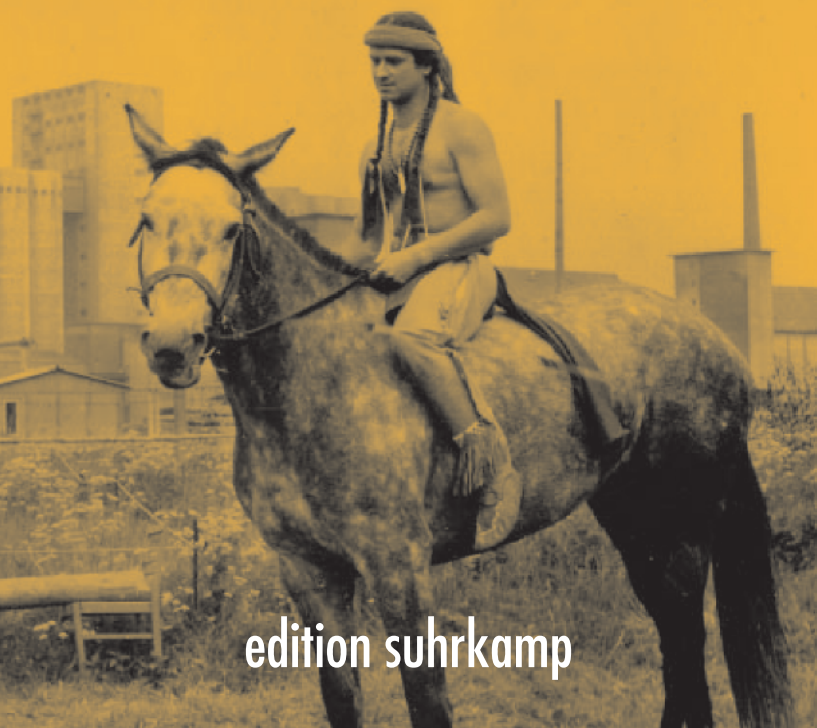


Friedrich von Borries
Jens-Uwe Fischer

Sozialistische Cowboys

Der Wilde Westen
Ostdeutschlands



edition suhrkamp

edition suhrkamp 2528

Wie beinahe überall auf der Welt steht der »Wilde Westen« in Ostdeutschland für Freiheit, Weite und Abenteuer – und das war auch schon zu Zeiten der DDR so, damals allerdings unter anderen politischen Vorzeichen als im Westen. Die Autoren erzählen unbekannte Alltagsgeschichte(n) von Hobbyindianern, die sich mit dem antiimperialistischen Befreiungskampf der nordamerikanischen Ureinwohner identifizierten, und von sozialistischen Cowboys, die sich als »Landproletariat« legiti- mierten. Die historische Reportage über das Leben im »Reservat DDR« reicht bis in die Gegenwart und bietet Einblicke in die aktuelle Verfaßt- heit Ostdeutschlands.

Friedrich von Borries, geboren 1974, ist Architekt. Jens-Uwe Fischer, geboren 1977, ist Historiker und Politologe. Beide leben in Berlin.

Friedrich von Borries
Jens-Uwe Fischer

Sozialistische Cowboys

Der Wilde Westen
Ostdeutschlands

Suhrkamp

edition suhrkamp 2528

Erste Auflage 2008

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2008

Originalausgabe

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der
Übertragung durch Rundfunk und Fernsehen,
auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Crossmedia Publishing, Lahnau

Druck: Druckhaus Nomos, Sinzheim

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

Printed in Germany

ISBN 978-3-518-12528-1

1 2 3 4 5 6 – 13 12 11 10 09 08

Inhalt

Der Wilde Westen Ostdeutschlands 7

Rauchzeichen über Radebeul 13

Im Reservat 28

Echte Indianer sind Antiimperialisten 41

Ökos, Assis, Aussteiger 77

Country, Cowboy, Rebel Flag 103

Sicherheit im Zeltlager 126

Die große Freiheit 143

Goldrausch in blühenden Landschaften 160

High Noon mit der Staatssicherheit 178

Warten auf den Bürgerkrieg 189

Bildnachweise 203

Der Wilde Westen Ostdeutschlands

Sommer 2007, in der Nähe von Cottbus. Schon von Ferne hören wir dumpfes Trommeln, Stampfen und rhythmische Gesänge. Dann, am Rande des Dorfes, entdecken wir auf einer Wiese rund 300 Tipis, in der Mitte ist der Festplatz. Barbusige Frauen sitzen in offenen Zelten um eine Kochstelle herum. Kinder spielen, zwei Mädchen in indianischen Kostümen reiten vorbei. Am Waldrand proben etwa 50 Leute einen Tanz. Sie tragen aufwendig gefertigte Gewänder, Mokassins und Federn im Haar. Im äußersten Zeltkreis haben Händler ihre Stände aufgeschlagen, sie verkaufen Felle, mit überlieferten Techniken gefärbte Tücher, Bücher und Schmuck. Bratwürstchen gibt es keine, wir sind schließlich auf der Indian Week.

Auf der Week treffen sich seit 1973 jährlich die ostdeutschen Indianerfreunde oder genauer: die Indianisten. Auch in diesem Jahr wollen wieder über 700 Menschen eine Woche lang leben und feiern wie die Ureinwohner Nordamerikas vor 150 Jahren. Wir tragen keine »Klamotte«, wie die indianischen Trachten in der Szene heißen, sondern Jeans und T-Shirts. »Nu, Zivilisten«, ruft man uns zur Begrüßung zu, »ihr seid wohl neu im Hobby?«

Wie beinahe überall auf der Welt steht – und stand – der »Wilde Westen« auch in Ostdeutschland für Freiheit, Weite und Abenteuer. Hier hat die Indianerbegeisterung wie in ganz Deutschland eine lange Tradition. Seit den großen Auswanderungswellen waren die Prärie- und Waldgebiete Nordamerikas ein Raum, in den Träume von einem besse-

ren Leben projiziert wurden.¹ Ende des 19. Jahrhunderts kamen dann die ersten Kundschafter aus der Neuen Welt nach Europa. Buffalo Bill beeindruckte Tausende mit seinen Wildwest-Shows, später reiste der Zirkus Sarrasani mit Aufführungen von »echten« Indianern durchs Kaiserreich.² Millionen lasen die Romane von Karl May, und bald entstanden die ersten Vereine, die sich mit dem Leben der Cowboys und Indianer beschäftigten.

Diese Faszination wurde durch den Nationalsozialismus und den Zweiten Weltkrieg nicht gebrochen.³ Doch was im Westen ein Hobby unter vielen war, hatte im Osten eine ganz andere Dimension, schließlich bedeutete »Wilder Westen« im Realsozialismus vor allem eins: Amerika. Dort herrschte der »imperialistische Klassenfeind«, und so garieten die Cowboys und Indianer der DDR in das spannungsgeladene Feld der politischen Symbolik.

Gegen alle politischen Widerstände entwickelte sich in Ostdeutschland ab den frühen fünfziger Jahren eine Szene begeisterter Indianer und Cowboys. Zumindest die »Indianisten« erhielten nach dem Bau der Berliner Mauer eine offizielle Legitimation und eine Funktion beim Aufbau des Sozialismus: Sie repräsentierten die Opfer des US-Imperialismus und trugen so zur sozialistischen Bildungsarbeit bei. In dieser Zeit begann die DEFA, ideologisch korrekte »Indianerfilme« zu produzieren, und die Indianerbegeisterung entwickelte sich zu einem Massenphänomen. Viele tausend DDR-Bürger widmeten sich in ihrer Freizeit dem neuen sozialistischen Hobby. Als in der BRD in den siebziger Jahren die Umwelt- und Friedensbewegung entstand, bot die Indianerszene Aussteigern einen kulturellen Freiraum im Sozialismus. Neben den Indianern gab es in der DDR immer auch Cowboys, die ihr Hobby aber lange im

verborgenen pflegen mußten, bis sie als Repräsentanten des amerikanischen Landproletariats eine eigenständige Legitimation fanden.

Cowboy-und-Indianer-Spielen war in der DDR also viel mehr als eine extravagante Freizeitbeschäftigung. In diesem Milieu spiegelten sich die kulturellen und politischen Besonderheiten des SED-Staats: Die Wildwest-Fans wurden von der Stasi überwacht und unterwandert, sie waren staatlichen Repressionen ausgesetzt, wurden jedoch auch gefördert und politisch instrumentalisiert. Der »Wilde Westen« in Ostdeutschland zeugt von der Zerrissenheit zwischen Widerständigkeit gegen die Diktatur,⁴ Anpassung an das System und Begeisterung für den Sozialismus.

Wir, zur Wende noch Teenager, der eine im Westen, der andere im Osten, wollen herausfinden, wie das Leben im »Reservat DDR« wirklich war. Uns geht es nicht um die historische Aufarbeitung der Westernszene, auch Ostalgie wollen wir nicht betreiben – wir wollen Ostdeutschland verstehen. Deshalb blicken wir zurück auf eine Nische der Alltagskultur, einen Mikrokosmos der DDR: sozial heterogen, mit großer personeller Kontinuität, inhaltlicher Ausdifferenzierung und hoher politischer Aufladung. Deshalb sind wir durch die »ganze Republik« gereist, vom Erzgebirge an die Ostsee und von Hoyerswerda nach Magdeburg. Wir besuchten die großen Häuptlinge, sprachen mit Trappern, Westernreitern und Revolverhelden des »Wilden Ostens«.

Die Geschichte der Indianisten im Osten Deutschlands endet nicht mit dem Untergang des real existierenden Sozialismus. Nach der Wende konnten sich viele Hobbyindianer ihren großen Traum erfüllen: eine Reise nach Nordamerika. Leider entpuppte sich dieses verheißene Land für viele

als große Enttäuschung – genau wie die Versprechen der Marktwirtschaft in der Heimat. In den Worten der großen ostdeutschen Countrysängerin Gudrun Lange: »Die große Freiheit ist nicht das Glück für alle.« Aus dem »roten Reservat« wurde ein Eldorado für Kapitalisten. Aber die Steppen begannen nicht zu blühen, und so zogen die Trecks der Arbeitsuchenden gen Westen. Die daheim gebliebenen Indianisten und Westernfreunde versuchen, das Hobby zum Beruf zu machen: Überall in Ostdeutschland entstehen Steakhäuser, Saloons und Westernparks, auf Industriebrachen weiden Bisonherden. Die meisten dieser privaten Initiativen scheitern, in der Szene herrscht heute die große Depression. Viele ehemalige Indianer und Cowboys widmen sich einer neuen Facette des Hobbys: dem *reenactment*. Unter der Rebel Flag der Konföderierten stellen sie die großen Schlachten des Amerikanischen Bürgerkriegs nach.

Anmerkungen

- 1 Europäische Auswanderung nach Nordamerika gab es seit dem 17. Jahrhundert. Im 19. Jahrhundert wanderten ungefähr 5,5 Millionen Deutsche nach Nordamerika aus (vgl. dazu: Helbich, Wolfgang, »*Alle Menschen sind dort gleich...*«. *Die deutsche Amerika-Auswanderung im 19. und 20. Jahrhundert*, Düsseldorf 1988).
- 2 »Buffalo Bill's Wild West«-Show startete im April 1890 eine erste Deutschland-Tournee. Bereits ein Jahr zuvor war Doc Carver in Deutschland unterwegs gewesen. Zum Themenkomplex Völkerschauen, Wildwest-Shows und Verbreitung der Westernbegeisterung ab dem Kaiserreich vgl. Dreesbach, Anne, *Gezähmte Wilde. Die Zur-schau-stellung »exotischer« Menschen in Deutschland 1870-1940*, Frankfurt am Main 2005; Kocks, Katinka, *Indianer im Kaiserreich. Völkerschauen und Wild West Shows zwischen 1880 und 1914*, Gerolzhofen 2004; Bancel, Nicolas/Blanchard, Pascal/Lemaire, Sandrine, »Ein sozialdarwinistisches Disneyland. Menschenzoos als Instrument der Kolonialpropaganda«, in: *Le Monde diplomatique* Nr. 8

(2000), S. 16f.; Kort, Pamela/Hollein, Max (Hg.), *I LIKE AMERICA. Fiktionen des Wilden Westens*, Frankfurt am Main u. a. 2006, insb. S. 230-247; Warren, Louis S., *Buffalo Bill's America. William Cody and the Wild West Show*, New York 2005.

- 3 Im Dritten Reich wurden die Indianer zur Verbreitung der »deutschen Haltung« unter den Jugendlichen instrumentalisiert. Neben den Indianerbüchern Karl Mays, dem auch die ab 1937 stattfindenden Karl May-Festspiele der Hitlerjugend auf der Felsenbühne Rathen gewidmet waren, entstand im Nationalsozialismus eine spezifische NS-Indianerliteratur, u. a. die achtbändige *Tecumseh*-Reihe (1930-39) von Fritz Steuben (Erhard Wittek) und *Das Grenzerbuch* von Friedrich von Gagern (1927) (vgl. Haible, Barbara, *Indianer im Dienste der NS-Ideologie. Untersuchungen zur Funktion von Jugendbüchern über nordamerikanische Indianer im Nationalsozialismus*, Hamburg 1998; Zaremba, Michael, *Billy Jenkins – Mensch und Legende. Ein Artistenleben*, Husum 2000).
- 4 »Widerständigkeit« im Sinne von »Resistenz« (vgl. Broszat, Martin, »Resistenz und Widerstand. Eine Zwischenbilanz des Forschungsprojektes«, in: ders./Fröhlich, Elke/Grossmann, Anton [Hg.], *Bayern in der NS-Zeit*, Bd. IV, S. 691-709). Den Begriff »Resistenz« hat die Enquete-Kommission des Deutschen Bundestages zur Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur in Deutschland übernommen.

Rauchzeichen über Radebeul

Wir fahren nach Stetson City, der Westernstadt in Radebeul. Im Elbtal, unweit von Dresden, liegt das Herz der ostdeutschen Wildwest-Romantik. Hier lebte Karl May von 1895 bis zu seinem Tod im Jahr 1912. Seine »Villa Shatterhand« sowie die benachbarte »Villa Bärenfett« beherbergen heute das Karl-May-Museum, eine Pilgerstätte für Winnetou- und Old-Shatterhand-Fans aus aller Welt. Doch Radebeul ist mehr als Karl May, Radebeul ist zugleich die Heimat von Old Manitou, dem ersten Indianistikklub der DDR. 1956 gegründet, war er über viele Jahrzehnte die Anlaufstelle für ostdeutsche Westernfreunde.

Stetson City liegt außerhalb der Ortschaft am Waldrand. Fremde haben normalerweise keinen Zutritt, schließlich ist die kleine Siedlung das Klubgelände von Old Manitou, in den späten siebziger Jahren in mühevoller Eigenarbeit selbst gebaut. Die notwendigen Materialien zu beschaffen, war nicht einfach, aber eine eigene Westernstadt war der Stolz jedes Indianistikklubs, also wurden keine Mühen gescheut.

Das Eingangstor ist aus Brettern und Pfählen gezimmert, der Schriftzug »Stetson City« in Westernlettern aufs Holz gemalt. Tipistangen lehnen am Gatter, zwischen den Pinien stehen Holzhütten, die Datschen tragen Namen wie »Sheriff's Office«, »Red Light District« und »Justice of Peace«. Jedes Mitglied hat sein eigenes Häuschen, man verbringt dort den Feierabend und das Wochenende. Am Ende der

»Mainstreet« liegt eine große Wiese, der »Council Place«, an dem auch der »Saloon« steht.

Wir sind mit Lone Bull, Red Mokassin und Crow Chief verabredet. Lone Bull, ein Mann um die 70, ist das älteste lebende Mitglied, er war von Anfang an dabei. Wir kennen uns bereits, vor fast einem Jahr haben wir mit ihm auf der Feier zum fünfzigjährigen Bestehen von Old Manitou gesprochen. In schillernden Farben hatte er von der Indian Week erzählt, auf der es rein indianisch zugehe, man endlich einmal unter sich sei und »eine Woche lang mal keine Türken sieht«. Auch Crow Chief sind wir schon einmal begegnet. Sein Vater war Mitglied im Manitou-Club von 1930, damals, wie es bei Old Manitou heißt, »vor der schlimmen Zeit«. Er ist das Gedächtnis des Vereins. Red Mokassin, auch er über 60 Jahre alt, ist der aktuelle Häuptling.

»Was wollen Sie eigentlich wissen?« fragt Lone Bull und guckt uns mit leicht skeptischem, aber auch unsicherem Blick an. »Es ist doch schon alles gesagt und geschrieben worden über uns.« Er blickt in die Runde, und Crow Chief nickt zustimmend. Red Mokassin schaut unter seinem dunklen Stetson ins Leere. »Laßt uns reingehen«, sagt Lone Bull, als es anfängt zu regnen. Im Saloon hängen überall Erinnerungsstücke aus der über fünfzigjährigen Geschichte der Gruppe: Fotos, Zeitungsartikel, Felle, über dem Kamin ist ein Elchkopf angebracht. Red Mokassin hat aus seiner Hütte frischen Filterkaffee und Kaffeeweißer geholt, Lone Bull packt seine Aktentasche auf den Tisch. Langsam kramt er alte Zeitungsartikel in Klarsichthüllen hervor, eine Ausgabe der Klubzeitung *Stetson City Tribune* und selbstgemachte indianische Perlenstickereien. Doch die drei wollen uns nichts über das Indianerleben in der DDR und die Gründung des Klubs erzählen.

Die Vergangenheit solle man ruhen lassen, murren Lone Bull, »wichtig ist doch die Beschäftigung mit den Prärieindianern des 19. Jahrhunderts«. Old Manitou hat sich »die Schokoladenseite des Indianerlebens ausgesucht«. An den heute in Nordamerika lebenden Indianern ist man nicht interessiert: »Die sind nicht richtig indianisch und hausen schlimmer als die Zigeuner in der Tschechei.« Wer das »echte« indianische Leben kennenlernen wolle, der solle besser nach Radebeul kommen.

Powder Face

Dresden, 1951. Johannes Hüttner alias Powder Face kehrt nach sieben Jahren Kriegsgefangenschaft in seine Heimat zurück. 1914 geboren, meldete er sich 1935 freiwillig zur Wehrmacht, 1939 mußte er an die Front, drei Jahre später geriet er in Stalingrad in sowjetische Gefangenschaft. Als er zurückkehrt, ist nichts wie vorher: Die Stadt ist zerstört, seine Frau hat einen anderen, der alte Indian- und Cowboyclub Manitou zu Dresden von 1930 existiert nicht mehr. Die Wurzeln, die teilweise bis in die Kaiserzeit zurückreichen, scheinen verloren.

Schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts hatten sich die Deutschen für die »edlen Wilden« begeistert. »Neger«, »Eskimos« und »Indianer« standen für ein idealisiertes, naturnahes Leben jenseits der Zumutungen der »abstrakten« Welt der Moderne. Auf Jahrmärkten, in Tierparks und Zirkussen waren die sogenannten »Völkerschauen«, das Zur-schaustellen von »exotischen« Menschen, ein regelmäßiger Programmpunkt. Doch die »Neger«, mit denen Schausteller durchs Deutsche Reich zogen, galten bald als langwei-

lig. Viel aufregender war da der Wilde Westen, den viele aus Briefen von Auswanderern und Reiseberichten wie der *Reise in das Innere Nordamerikas* von Maximilian Prinz zu Wied (1832-34) kannten. Auch James Fenimore Coopers *Lederstrumpf*-Erzählungen (1823-41) erfreuten sich großer Beliebtheit. Als die Show »Buffalo Bill's Wild West« 1890 zum ersten Mal nach Deutschland kam, begeisterte sie mit 800 Darstellern und 500 Tieren sofort das Publikum.¹ Auch Carl Hagenbecks Tierpark in Hamburg und die großen Zirkusunternehmen Busch und Sarrasani sowie unzählige kleinere Schausteller zeigten Indianer aus Nordamerika. 1906 präsentierte Hans Stosch-Sarrasani, der seit Beginn des 20. Jahrhunderts in Radebeul lebte, seinen Zuschauern den Indianer Black Elk und dann 1913 in seinem großen Dresdner Zirkusgebäude eine ganze Gruppe von Sioux. Deren Häuptling Edward Two-Two verstarb 1914 während der anschließenden Tournee und wurde auf dem Katholischen Friedhof von Dresden begraben. Noch heute führen alte Indianerfreunde dort an seinem Todestag den »Indian Day«, eine Gedenkfeier mit traditionellen Ritualen zur Gräberehrung, durch.

Powder Face war von Kindheit an vom Wilden Westen fasziniert. Als er zwölf Jahre alt ist, kommt 1926 Sarrasani mit einer großen Gruppe von Indianern in die Stadt. Im *Radebeuler Tageblatt* heißt es über die Sioux, sie seien »herrlich gewachsene Gestalten, [...] die einzigen echten Indianer, die zur Zeit außerhalb Amerikas leben [...], mit lederartiger rotbrauner Haut, die sie zu bemalen pflegen«.² Das Publikum ist begeistert, endlich kann man die Helden aus den Winnetou-Büchern in der Realität bewundern. Als dann zwei Jahre später in Radebeul das Karl-May-Museum eröffnet wird, besucht Hüttner dort fast jeden Sonntag-

nachmittag dessen Verwalter Patty Frank.³ Über die »Villa Shatterhand« schreiben die *Dresdner Nachrichten* schon 1927, in allen Ecken »drängen sich ganze Stapel von bemalten Tierfellen [...] und indianischen Kriegsinsignien«.⁴ Stolz und in voller Westernmontur führt er die Neugierigen durch die Ausstellungsräume, zeigt ihnen indianische Waffen und Trachten. Den Höhepunkt stellt seine Skalp-sammlung dar, Frank besitzt mehr Skalps als sämtliche deutschen Museen zusammen. Natürlich erzählt er den Jugendlichen von seinen Erlebnissen als Pferdejunge von Buffalo Bill und von seinen Amerikareisen, vom Cowboy John Nelson, den Indianern Blackheart und Short Bull, dem Leben der Menschen in den Great Plains und von seinem ersten Skalp.

Von Frank erfahren Hüttner und seine Freunde auch vom 1913 in München gegründeten Cowboyclub und den beiden Freiburger Vereinen Cowboy Club Buffalo (1919) und Wild-West (1921). Die Jungs sind begeistert, 1930 gründen sie den Indian- und Cowboyclub Manitou zu Dresden. Über viele Jahre widmen sie sich ihrem Hobby, üben Lasotricks und Tomahawkwerfen und absolvieren ihre ersten Auftritte. 1937 fahren alle gemeinsam zu den ersten Karl-May-Festspielen, die die Hitlerjugend auf der Felsenbühne Rathen in der Sächsischen Schweiz ausrichtet. Im Oktober desselben Jahres treffen sie sogar »echte« Seneca-Irokesen, die der Zirkus Sarrasani in Radebeul präsentiert. Als die meisten Mitglieder 1939 in den Krieg ziehen, kommt das Klubleben zum Erliegen. Doch erst am 3. Februar 1945, so berichten Lone Bull, Crow Chief und Red Mokassin, hört der Klub endgültig auf zu existieren: Während des großen Luftangriffs auf Dresden verbrennt die gesamte Indianer-ausrüstung.

Nach seiner Heimkehr aus der Gefangenschaft läßt Johannes Hüttner sich scheiden. Er lernt Brigitte kennen, die bei den heiraten und gründen eine Familie. Brigitte will eigentlich in den Westen, sie hat dort Verwandte und befürchtet, daß Hüttner als ehemaliger Wehrmachtsoffizier in der DDR ohnehin keine Chance hat. Hüttner will bleiben, nicht wegen, sondern trotz des neuen Staates. Er hat schon vor dem Krieg eine eigene Drogerie aufgebaut, die er jetzt fortführt. Doch ihn hält noch etwas anderes in Radebeul: die Liebe zu den Indianern.

Karl Marx statt Karl May

Die Ausgangsposition für die selbsternannten Erben Karl Mays ist im Osten Deutschlands allerdings alles andere als ideal. May, im sächsischen Hohenstein-Ernstthal geboren und in Radebeul gestorben, gehört zwar zum Kulturerbe der Region, doch der bis heute weltweit übersetzte und mit einer Auflage von ungefähr 100 Millionen Exemplaren überaus viel gelesene deutschsprachige Autor ist in der jungen DDR verpönt.⁵ Schon im November 1945 beginnen die ersten ideologischen Diskussionen darüber, ob er zu dem neuen, sozialistischen Bildungsprogramm paßt. Als den »übelsten literarischen Giftmischer« bezeichnet ihn damals ein Stadtbibliothekar aus Meißen in der *Dresdner Volksstimme*, als einen

»Vertreter des Herrenmentums, [...] dessen Schriften geradezu verheerend auf die leicht beeinflufbare Jugend gewirkt haben. [...] War ja der eitle, krankhaft bramarbasierende, sich in den Romanhelden rohe-

ster Kampfhandlungen rühmende Karl May des unreifen, ebenfalls kriminell angekränkelten Adolf Hitlers Lieblingsschriftsteller, die beide, nicht laut und nicht häufig genug sich edelsten Deutschtums und absoluter Wahrhaftigkeit und Treue rühmend, gleichzeitig in buntem Wechsel Verrat und Lüge verherrlichten. Gleiche Brüder, gleiche Kappen! Adolf Hitler, der Karl-May-Deutsche!«⁶

Die Mehrheit der Kulturfunktionäre lehnt den Autor ab, denn seine Schriften seien von Chauvinismus und Rassismus geprägt. In der Zeitung *Die Union* schrieb der Dresdner Stadtrat Rentsch, »daß die NS-Wachmannschaften aus den Karl-May-Schilderungen die Anweisungen für ihre Verbrechen genommen« hätten.⁷ Und die Zeitschrift *Urania* konstatiert, es sei »auf keinen Fall zu rechtfertigen«, wenn man Papier, Geld und Arbeitskraft in den Neudruck seiner Werke investiere.⁸ In der *Berliner Zeitung* heißt es über Karl May, er »sei ein Wegbereiter faschistischer Gesinnung gewesen. Seine superdeutschen Supermänner [...] erzogen die Jugend zu einer unhumanistischen, barbarischen Gesinnung«.⁹

Zwar sind seine Schriften in der Sowjetischen Besatzungszone und später in der DDR zu keiner Zeit verboten, sie werden dort allerdings weder verkauft noch neu verlegt, aus den meisten Leihbüchereien werden sie entfernt. Der in Radebeul ansässige Karl-May-Verlag verteilt lediglich Auslandslizenzen.¹⁰ Als sich im Mai 1956 auf Einladung des Verlages *Neues Leben* Literaturwissenschaftler, Verleger, Lektoren und Schriftsteller zu Diskussionen über eine mögliche Wiederauflage der Werke Mays treffen, sind sich laut eines Berichts der Berliner Zeitung *Der Morgen* alle